

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 36.

Freitag, 12. Februar.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlson.

„Hör' mir mal zu“, sagte sie plötzlich. „Ich habe eine fixe Idee, und die ist, diesem Unfehlbarkeitsapostel Stephan eine kleine Blamage zuzufügen. Willst du mir dabei helfen?“

Er zögerte. „Ich kann mir nicht denken . . .“

„Ein Leutnant und denken — wie paradox! Denken werde ich für dich. Du sollst nur handeln! Könntest du deine Cousine Magda zu einem Stelldehlein mit dir bewegen?“

„Du bist wahnsinnig, Ingeborg!“

„Was für große Worte! Ich will den Mann, der mich beleidigt hat, ein bißchen ärgern, und du müßtest eigentlich deiner Cousine gegenüber dasselbe Bedürfnis empfinden . . .“

„Ich liebe dich und denke nicht mehr an Magda . . .“

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

„Schön, schön, deine Liebe ist ein Faktum, das mich ehrt und freut, aber ich glaube dir im Verlaufe unserer Gespräche bereits klar gemacht zu haben, daß unsere Menschenwürde verlangt, daß wir uns nicht ungestraft treten lassen. Oder gehörst du zu denen, die die linke Backe hinhalten, wenn man sie auf die rechte geschlagen hat?“

Maltik sah finster vor sich hin.

„Du hast die Gabe, mir immer die Stimmung zu verderben!“

„Aber, Knäblein! Ich will dir ja gerade eine Satisfaktion bereiten, die deine Stimmung unbedingt verbessern muß. Denke dir das Gesicht, das Stephan Terbrügge machen würde, wenn er, beizeiten verständigt, zum Beispiel in den Hofeneck käme und seine Magda dort in deiner Begleitung sähe. Den unangenehmen Moment würde ich ihm herzlich gönnen.“

„Was du von mir verlangst, wäre eine glatte Gemeinheit. Du vergißt, daß ich Offizier bin . . .“

„Sag' lieber, du fürchtest, der Gatte könnte die Sache nicht ganz einfach nehmen und sich nicht damit begnügen, seine Gattin zur Rede zu stellen . . . Angst hast du, Liebster! Das ist der Grund deiner plötzlichen tugendhaften Anwandlung . . . Ich aber sage dir, wenn du mir nicht hilfst, Stephan Terbrügge einen Lort anzutun, dann sind wir geschiedene Leute . . .“

Ganz Maltik stand auf.

„Wenn das die Bedingung sein soll, von der du deine Liebe abhängig machst, dann muß ich bedauern. Ich habe Magda wohl gegost, weil sie mir einen anderen, Reicheren, vorgezogen hat, aber ich würde ihr nie etwas antun! Viel! Dich aber verstehe ich jetzt endlich, dein ewiges Zurückkommen auf unsere Verlobung, auf Magdas Treubruch hatte die Absicht, mich deinem Plan gefügig zu machen. Du hast dich geirrt, zu solchen Dingen bin ich nicht zu verwenden.“

Sie war vor Wut erblaßt, als sie so ihre Pläne im Felme vernichtet sah.

„Dann, adieu, Sibalgo!“ Sie winkte nachlässig mit der Hand.

„Ist das dein letztes Wort, Ingeborg?“

„Mein letztes. Du glaubst doch nicht, daß ich dich um deiner schönen Augen willen an mich gezogen habe?“

Er erwiderte nichts und verließ das Zimmer. Das Gesicht, mit dem ihm Ingeborg nachsah, war das einer Meduse.

Es dämmerte bereits. In Freds Zimmer saß Signe. Frau Terbrügge war ausgegangen, sie wußte ihren Sohn in guter Gut. Das Gespräch stockte seit einer Weile. Endlich rief Fred:

„Signe!“

„Ja, Fred?“

„Komm näher, du bist so weit von mir. Man muß flüstern können, wenn man sich wirklich etwas zu sagen hat. Lautes Sprechen nimmt einem Gedanken- austausch jede Intimität!“

Sie kam näher und setzte sich neben ihn. Ein seidener Schleier von unbestimmbaren Farben bewirkte mit seinen Falten ein wenig die Linien ihrer unglücklichen Figur. Der blonde Kopf strahlte in überirdischer Schönheit.

Er faßte nach ihrer Hand, sie ließ sie ihm willig. Einen Augenblick schloß er die Augen, dann irte ein schwaches Lächeln um seine Lippen.

„Weißt du, was du mir geworden bist, Signe?“

„Ein kleines Licht auf deinem Weg, hoff' ich!“

„Nein, viel mehr als das! Ich muß es einmal aussprechen, wir sind ja ganz allein und die Stunde ist schön und ruhig. Aber es ist nicht mit wenigen Worten zu sagen! Seit meinem Unfall lebte ich ein stumpfes, müdes Leben. Ein Tag kam und ging wie der andere. Mutters Härlichkeit umgab mich mit ihrer warmen Welle, aber ich fühlte ihr Leid zu dem meinen und bangte vor dem Blick ihrer Augen, die so ruhig und heiter waren, daß ich die Qual dahinter nur noch stärker empfand. Wie oft habe ich gewünscht, einzuschlafen und nicht mehr zu erwachen, wie oft habe ich mich nach einer Hand gesehnt, die mir den letzten Liebesdienst erweise und mir eine Waffe gäbe, um diese nutz- und zwecklose Marter früher zu beenden, aber ich fand nur zärtliche Besorgnis und Pflege um mich herum. Aus der Phase der stürmischen inneren Auflehnung kam ich in die der Resignation. Ich suchte bei freunden Geistern Klarheit, Trost und Stärkung. Ich las Goethe, seine Gesundheit wies mir um so schärfer mein Siechtum; ich las Nietzsche, sein Übermenschentum zerrte an meinen gepeinigten Nerven. Ich fand endlich Seine. Der Lebensgenuß, der aus seinen Liebern sprach, war Dual für mich, aber dem Seine der letzten Jahre, dem fühlte ich mich verwandt, und doch war er so unendlich reicher als ich, denn er hatte ein Weib. Es war vielleicht unbedeutend, vielleicht gewöhnlich, aber dank ihr war er doch nicht ohne Lieblosigkeit, ohne weiche Hände, ohne mitleidige Küsse; und noch ganz

zum Schluß, als er schon ein ganz hilfloses Brack war, als seine Gliedmaßen abgestorben, die Sehkraft seiner Augen fast ganz erloschen war, fand er ein junges Mädchen, das die letzten Lichtstrahlen in seine Matragengruft hineintrug, das ihm den letzten Hauch jener Liebe brachte, die er einst so reich genossen, jener Liebe, die wir brauchen, ohne die wir nicht leben können, selbst wenn wir hoffnungslose Krüppel sind. . . . Signe . . . hast du mich verstanden?"

Sie war totenbleich geworden, aber ihr Blick senkte sich nicht vor dem seltsam leuchtenden Auge des Kranken. Ein tiefes Schweigen war über ihnen.

"Signe!"

Sie stand auf. Eine geheimnisvolle Macht zog sie zu ihm. Sie fragte nicht, ob es recht war, was sie tat, sie wußte nur, daß sie es mußte, daß ewige, auch in ihr Lebende, unterdrückte und geknechtete Gewalten sich frei machten in dem Zwang dieser seltenen Stunde. Sie bog sich über ihn und legte die Lippen zart wie ein Hauch auf seine Stirn. Seine Arme schlangen sich um ihren Hals und zogen ihren Kopf tiefer herab, und — wie es geschehen, wußten sie beide nicht — ihre Lippen trafen sich in einem langen, zärtlichen, keuschen Kusse.

Dann ließ er sie aufatmend los und sie sank neben sein Lager in die Knie. Nur seine Hand blieb auf ihrem blonden Scheitel ruhen und ihre Blicke bannte er mit seinen strahlenden Augen. Zu heilig war der Augenblick für Worte, die schon Millionen Lippen gestreift.

Aber Signe, die reife, klare, überlegene Signe wußte, daß auch in ihr Leben etwas getreten war, wovon sie gedürstet hatte lange Jahre in dumpfem, unbenutztem Sehnen, und es war, als sei ihr Kreuz leichter geworden. Was kam es darauf an, daß sie beide Krüppel waren! Wenn einer des anderen Gebrechen trug, so fühlten sie es nicht. Der feste Druck, mit dem sie Freds Hand umspannte, verriet ihm ihre Stimmung. Er sah sie an mit einem Ausdruck des Glücks, der bei ihr hellen Widerschein fand.

Langsam verblich das Licht in dem Antlitz Freds.

"Daß ich so hilflos bin, Signe, ein solches Brack mit meinen sechsundzwanzig Jahren!"

Sie streichelte zärtlich seine Haare.

"Würdest du das Glück dieser Stunde je so intensiv empfunden haben, wenn du ganz gesund wärest? Was war dir die Frau zu jener Zeit, als du noch in schrankenlosem Genießen durch die Welt gingst? Ein Spielzeug, das du fortwarfst, wenn es abgenützt war! Was uns zueinander trieb, ist ungleich reiner und wertvoller, es macht dich mein Gebrechen vergessen, weil du meine Seele liebst!"

Fred zog sie an sich heran.

"Warum gibt es Stunden, wo ich dich missen muß? Wo du fortgehst in dein Heim und ich hier zurückbleibe?"

Signe lachte, ein leises, frohes Lachen.

"Daß ich viel zu Hause bin, kann man jetzt nicht gerade behaupten. Meine Getreuen grollen mir, weil ich seit deiner Ankunft sie vernachlässige, und Malene zerbricht sich den Kopf über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist."

"Ich bin eifersüchtig auf sie alle! Der Gedanke, daß sie dir so viel waren, quält mich, besonders der eine, der junge . . . Wie nanntest du ihn doch?"

"Du meinst Gregor Berne? Er ist ein Knabe!"

"Aber ein Knabe, der dich versteht, der in deinem Leben einen großen Platz behauptete, als ich noch nicht darin war!"

"Und den du verdrängt hast, wie alles, was mich früher ausfüllte!"

Sie sprachen nicht über diese neue Phase ihrer Beziehung, aber die Mutter fühlte das Auflockern neuer Lebensinteressen in dem Sohne, und aus vollstem Herzen dankte sie dem Geschick, das ihm in letzter Stunde

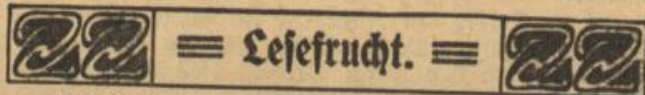
noch einen Strauß Rosen in den Schoß warf. Nicht die roten, glutvollen Rosen des Lebens, aber blasse, schwache Traumb Blüten, die seine durch die Jahre des Leidens verödete Seele befranzten und erfüllten.

Seit einigen Tagen fühlte sich Magda elend. Sie mußte sich wohl erkältet haben, und da auch ihre psychische Verfassung durch ihr körperliches Befinden ungünstig beeinflusst wurde, so blieb sie zu Bett und ließ Doktor Schlessing kommen, der sie seit ihrer Kinderzeit kannte. Der kluge Mann, der zu Signes Trabanten gehörte, sah sofort, daß das körperliche Unbehagen hier erst in zweiter Linie zu berücksichtigen war. Aber er waltete seines Amtes, behorchte und bekloppte sie, um sich dann, nachdem er aus Pflichtgefühl etwas verschrieben, neben das Bett zu setzen und mit dem Rechte eines alten Bekannten ein Gespräch anzufangen, anscheinend ganz harmlos, aber es gab ihm dennoch Gelegenheit, unversehens in Tiefen zu tauchen. Dabei haften seine scharfen durchdringenden Augen auf ihr, und er mußte sich gestehen, daß es nicht leicht ein reizvolleres Bild geben konnte, als Magda es bot, wie sie in Spitzen gehüllt in dem großen Paradebette lag, die rostbraunen Haare in schweren Flechten lose um den Kopf gewunden. Um ihren Hals, der schlank und weiß aus dem Valenciennesgeriesel hervortraute, trug sie eine dünne Kette mit einem Medaillon, das unter dem Batistfalten verschwand.

Dr. Schlessing hatte Magda von sich und ihrem Leben erzählen lassen und dabei die Beobachtung gemacht, daß sie den Namen ihres Mannes kein einziges Mal erwähnte. Das sprach für ihn Bände. Aus vielen anderen Anzeichen aber sah er, daß Magda keineswegs gleichgültig über ihn dachte. Nannte er zufällig in irgendeinem Zusammenhange Terbrügge, dann überflutete eine jähe Röte das schöne Gesicht vor ihm, was er natürlich nicht zu bemerken schien. Gerüchte über die eigentümliche Beziehung der Gatten waren ja bis zu ihm gedrungen, aber jetzt erst, in diesem ersten längeren Zusammensein bemerkte er, daß da wirklich etwas nicht flappete, und es interessierte ihn als Psychologen und Frauenkenner, nicht aus reinem Mitgefühl.

"Vor allen Dingen, Frau Magda, würde ich Ihnen raten, ein paar Tage zu Bett zu bleiben. Nichts ruht so gut den Körper und die Seele aus wie mühsames Hin- und Herlaufen auf das sich immer wiederholende Tapetenmuster. Nicht zuviel Besucher, nicht anregende oder aufregende Bücher, aber ein sentimentaler Roman, der zu Tagträumen verleitet. Fünfundzwanzig Prozent aller unglücklichen Stimmungen unserer Frauen kommen übrigens auf Rechnung der geschmacklosen, unruhigen Bände der modernen Kunststrichtung."

(Fortsetzung folgt.)



"Die Engländer sind voll Arger und Reid, daß wir hier große Schlachten geschlagen haben . . . und gewonnen. Sie gönnen es dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das bloß da ist, um — gegen Bezahlung Krieg zu führen. Das ist so die Ansicht der ganzen englischen Gentry. Die haben uns nie mals wohlgetwillt und immer nach Kräften geschadet."

Bismarck.

Warschau — die Stadt der Gerüchte.

Die aufgeregte, von den wildesten Gerüchten durcheinandergewirrt Stimmung in Warschau während der letzten großen Kämpfe in Polen schildert anschaulich ein Artikel des Sonderberichtschriftstellers der "Times", der sich bei den russischen Streitkräften befindet. Als der Krieg ausbrach, wollten die Besitzer der ersten Hotels von Warschau ihre Häuser schließen, weil sie fürchteten, keine Gäste zu bekommen; aber seit dem ersten Vordringen der Deutschen sind alle Gasthäuser, denn

vornehmsten Hotel bis zur kleinsten Spelunke, dicht gefüllt, und ein unaufhörlicher Strom von Menschen flutet durch die Stadt. Offiziere von allen Graden und Waffengattungen häufen hier in größter Enge beieinander, und die Not an Räumlichkeiten hat sich noch gesteigert, seit viele Hunderte von Frauen der Offiziere, von weiblichen Verwandten und Bekannten angekommen sind, die ihre Lieben sehen und mit ihnen zusammen leben wollen. Die Verwirrung ist durch diesen Zustrom des schöneren Geschlechts nicht geringer geworden; vielmehr schlagen die Bogen eines Lebens in Aktivität und Vergnügen immer höher, und man kann sich, wenn man das Treiben in den eleganten Hotels von Warschau beobachtet, schwer vorstellen, daß man nur 40 Kilometer entfernt ist von der Front, in der Hunderttausende von Männern dem Tod ins Angesicht schauen. Auf den Straßen bergibt man diese Latsche freilich keinen Augenblick. Die ungeheuren Transporte, die hier unaufhörlich durchraffen, machen es recht deutlich, daß Warschau die Basis der großen russischen Armee ist. Ein duzendmal am Tage stößt man auf Bataillone und Regimenter, die durch die Stadt marschieren, und Hunderte auf Hunderte von Munitionswagen rattern schwerfällig durch die Gassen. Trotzdem die Front so nahe ist, bedeutet es in Warschau doch eine unmögliche Aufgabe, sich darüber zu unterrichten, was draußen vor sich geht. „Ich habe niemals bei meinen sehr mannigfachen Erfahrungen einen Ort gefunden, in dem mehr falsche Berichte und wilde Gerüchte verbreitet waren als hier in Warschau“, sagt der Berichterstatter.

„Selbst Tschifu, das im mandschurischen Feldzug als „Stadt der Lügen“ berüchtigt war, muß den Rekord in unrichtigen Meldungen an Warschau abgeben, das in dieser Hinsicht wohl nicht zu übertreffen ist. Kein Tag vergeht, an dem einem nicht mit der größten Sicherheit Geschichten erzählt werden, daß die Deutschen die Linien der Russen durchbrochen haben, daß Warschau in ein paar Stunden geräumt werden muß, und andere derartige Schreckensnachrichten. Aber selbst die Leute, die am besten informiert sind und die man als zuverlässig kennt, machen häufig ganz irrtümliche Mitteilungen. Obwohl die Neuigkeiten von fast jeder Stelle der ausgedehnten Front innerhalb von 24 Stunden in mein Hotel gelangen können, ist es ganz unmöglich, sich die widersprechenden Erzählungen zusammenszureimen und daraus ein irgendetwas klares Bild zu gewinnen. Die jüngeren Offiziere wissen nicht das Geringste von der Lage mit Ausnahme der unmittelbaren Nachbarschaft der Stelle, an der sie selbst am Kampfe beteiligt waren. Die Feuerlinie ist so ausgedehnt und so viele Tausende Einzelheiten passieren dort täglich, daß der Bericht eines einzelnen Mannes, der aus der Front kommt, so kurzschichtig beengt ist wie der Blick eines, der mit der Nase einen Fuß vor einer Steinmauer steht. Ein Offizier, der von einem Punkte kommt, wo während des Tages erbittert gekämpft wurde, sieht nichts anderes als die Resultate, die in seinem Schützengraben hervortraten. Hat sein Bataillon zufällig die Deutschen zurückgeschlagen, so wird er nicht verfehlen, mitzuteilen, daß die Deutschen einen allgemeinen Sturm versuchten, bei dem sie eine schwere Niederlage erlitten, denn in seinem Herzen ist er fest davon überzeugt, daß sein Regiment im Mittelpunkt einer der größten Schlachten der Weltgeschichte gestanden hat. Es ist ja auch schwer für einen Offizier, der sein Bestes einsetzt, sich immer vor Augen zu halten, daß das Geschehene, bei dem er eben beteiligt war, nur eine winzige Einzelheit im ganzen Kriege darstellt, und daß das verzweifelte Ringen, bei dem viele seiner Kameraden fielen und vielleicht sein ganzes Bataillon aufgerieben wurde, in Wirklichkeit nur ein kleines Scharnhölkele war. So hören wir denn Tag für Tag Berichte von großen Siegen und großen Niederlagen von Leuten, die durchaus ehrlich sind. Aber es ist unmöglich, aus diesen höchst anschaubarsten Mosaikstücken ein wahres Bild zusammenzufinden. Die Unrichtigkeiten im einzelnen bedeuten aber doch wenig im Vergleich zu den allgemeinen Meldungen. Wenn die Deutschen ein paar Verstärkungen erhalten, so heißt es gleich, daß die Hauptmacht ihrer Truppen aus dem Westen hergenorfen worden ist, und die Mehrzahl der gemeinen Soldaten glaubt sicher, daß sie gegen den weitaus größten Teil des deutschen Heeres kämpfen. Gätten die Deutschen nur halb so viel Kräfte hier, wie uns immer wieder versichert wird, dann wären sie längst über Warschau hinaus und schon auf dem Wege nach Petrograd . . .“

Aus der Kriegszeit.

Im Deckungsgraben. Dem Brief eines Postschaffners vom Hauptfernsprechamt in Hamburg, der gegenwärtig in Frankreich im Felde steht, entnehmen wir folgendes. Er enthält erste Betrachtungen eines ersten Mannes, denen nachzugehen sich wohl verlohnt. „Es ist 1 Uhr nachts. Ich sitze am Telefon und habe Wache. Meine Kameraden schlafen. Ihre ruhigen Atemzüge sind, außer den Gewehrschüssen, die fast regelmäßig (fünf bis sechs in der Minute) vom Feinde herübergeschallen, die einzigen Laute, die ich höre. Wir sind beim Bataillonsstab, einige hundert Meter hinter der Schützengrabenlinie, und hier schläft alles in guter Ruhe, weiß doch jeder, daß vor ihm gute Wache gehalten wird. Es ist so recht einmal Gelegenheit, nach daheim zurückzudenken. Schon sind es über fünf Monate her, daß wir von Euch gingen. Damals war jeder der festen Überzeugung, daß dieses Ringen nicht lange dauern würde und bis Weihnachten die Würfel gefallen wären, und wie sieht es jetzt aus? Ganz neue Momente hat dieser Krieg zutage gefördert. Er zeigt so recht, wie nahe die Völker auf geistigem Gebiet einander stehen, da sie sich im regen Austausch ihrer Geistesaktivität in technischer Beziehung auf ungefähr gleiche Stufe gestellt haben, und so ist der Schwerpunkt wieder dahin verlegt, von wo man ihn längst entfernt glaubte, auf das Menschenmaterial. Die Technik ist bei beiden Gegnern annähernd gleich gut entwickelt, und so kommt es denn jetzt mehr darauf an, welche Armeen den größeren moralischen Halt in sich haben: denn die werden am längsten aushalten, es sei denn, daß auf einer Seite die Übermacht allzu groß ist. Wir stehen also immer noch auf dem alten Standpunkt, daß die Kraft des einzelnen den Sieg erringt, nur mit dem Unterschied, daß es früher die Kraft der Arme und seine war und es jetzt die geistige und moralische Kraft ist! Und darin, glaube ich behaupten zu dürfen, sind wir unsern Gegnern überlegen. Bei uns weiß jeder, wofür er kämpft, und daß dieser Krieg entscheidend ist für Deutschlands Weltstellung, nicht nur für die Gegenwart, sondern für Kind und Kindeskind. Bei den Franzosen mag das ebenso sein, bei den Engländern und den aus den Kolonien herangezogenen Truppen kann es nicht gutreffen. In diesem Kriege liegt das Hauptmoment nicht in dem tüchtigen Dreinschlagen, sondern im treuen, gewissenhaften Ausharren, was zu vor allem Geistes- und moralische Stärke not ist. Und daß uns Kämpfern die verbleibt, dafür sorgt das gesamte deutsche Volk. Wir hier draußen empfinden durch die Überföndung von Liebesgaben, daß daheim sich Kräfte röhren, die für uns sorgen und die auch die Unsrigen während unserer Abwesenheit nicht verkommen lassen werden, so daß die Sorge um Euer materielles Wohl unsere Kraft zum Durchhalten nicht vermindert. Und so stehen wir denn fest in dem Glauben, daß deutschem Geist der Sieg endlich beschieden sein wird. E. S.“

Eine abenteuerliche Rettung aus Feindeshand. Eine wundersame Errettung vor der sicher drohenden Gefangenschaft wird in einem Feldpostbrief geschildert, den die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende Zeitschrift „Über Land und Meer“ in ihrer neuesten Nummer veröffentlicht. Zwei Leute einer Landwehrdivision waren auf Rädern als Patrouille ausgesandt worden, um die Stellung der Feinde zu erkunden und fanden sich plötzlich ringsum von Franzosen eingeschlossen. Überall tauchten Rotkrossen auf, und um die Ohren piffen und sausten ihnen die Granaten. Die Feinde hatten die beiden Pflühen noch nicht bemerkt; sie hielten sie wohl für ihresgleichen. Die beiden schlugen sich nun seitwärts in die Getreidefelder und fanden hier einen Schützengraben, dessen steile Wände durch wechselnde Hitze und starken Regen derart gerissen waren, daß ansehnliche Erdmassen mit geringem Kraftaufwand einestürzt werden konnten. Hinter ihnen und zu beiden Seiten tauchten überall Feinde auf, und ein heftiges Kleingewehrfeuer setzte ein. Sie schienen unrettbar verloren. Da kam ihnen plötzlich ein erleuchtender Gedanke: „Wenn wir die losen Erdmassen des Schützengrabens über uns decken würden — das wäre vielleicht die einzige Möglichkeit, dem Feinde zu entkommen. So rasch der Gedanke auftauchte, so

was ich war er auch ausgeführt. Erst wurden die Räder vom Schützengraben abseits in das Weizenfeld geschleift; dann sprangen wir zurück, legten uns in die schmale Rinne und lösten mit beiden Händen die lehmigen Ränder des Grabens. Bald waren unsere Körper so weit mit Erde bedeckt, daß nur mehr Hände, Schulter und Gesicht freilagen. Auch diese mußten bedeckt werden. Es war ein wahnsinniger Gedanke, der in uns aufgetaucht und dessen Ausführung im Falle des Mißlingens einen jämmerlichen Erstickungstod für uns zeitigen konnte. Wir betteten uns in der Nähe eines klaffenden Erdrisses so, daß unsere Köpfe zusammenstiegen. Das Erdreich links und rechts davor war bereits über uns heringezogen, und der noch stehende mittlere Erdblock sollte nun, mit vereinter Kraft zum Einsturz gebracht, unsere noch bloßliegenden Körperteile decken. Wir hofften, die lehmige spröde Erdmasse so über uns zu bringen, daß sie gleich einer Platte unseren Oberkörper überdecke. Gelingt dies Kunststück nicht, brach und zerbröckelte die Lehmmasse, dann hatten wir eventuell zu erwarten, daß zum mindesten die Bewegungsfreiheit unserer Arme vollständig gehemmt oder wir gar, unter der Erdmasse begraben, ersticken müßten. Zu langem Bouldern hatten wir nicht Zeit, und so griffen denn unsere Hände in den klaffenden Erdriss. Ein gewaltiger Ruck, und zu unserer Freude lagerte über uns das Lehmstück gleich einer Platte. Nahe der Grabenwand, dort wo die Erdmasse abgerissen, blieben zwei winzige Löcher, welche genügend Luft in unsere Brust eindringen ließen. Es war höchste Zeit! Das Gewehrfeuer aus dem Dorfe kam unterdessen immer näher; die feindlichen Schützen suchten ganz in der Nähe ihres Verstecks Deckung und eröffneten ein mörderisches Feuer. „Deutlich hörten wir die Kommandos des auf dem uns überdeckenden Block stehenden Kapitäns. Die leeren Patronenhülsen fielen in den Graben, Füße trampelten auf den unsrigen herum, stiegen auf unsere Unterfüße, daß mein Freund laut aufstöhnte, während ich ein ums andermal die Zähne zusammenknirschte, um nicht ebenfalls vor Schmerz laut aufzuschreien. Die Gedanken, welche uns in jenen schrecklichen Augenblicken beherrschten, mochten anfangs grauig sein, aber als die Schießerei ungefähr eine halbe Stunde lang gedauert hatte, konnte ich gar nichts mehr denken, außer wenn nicht bald die Mägen kommen, dann müssen wir beide uns verloren geben. Wäre es nicht Nacht gewesen, so hätten uns die feindlichen Schützen bald entdecken müssen, denn unsere Füße mußten längst stellenweise bloßgelegt sein. Ich verspürte beispielsweise ganz deutlich die auf meine Knie herabgeworfenen Erdstücke und leeren Patronen und jede geringfügige Bewegung des auf meinen Füßen platzierten feindlichen Schützen. Doch damit nicht genug, auf einmal gab das über unsere Oberkörper gelagerte Lehmstück nach, brach mitten entzwei, und die untere Hälfte lagerte, durch das Gewicht des feindlichen Anführers beschweret, auf unseren Armen wie ein Schraubstock. So blieb uns nichts anderes übrig, als die in Mund- und Nasenöffnung kollernenden Erdstücke pustend zu entfernen. . . . Neuerlich brach eine größere Erdmasse von dem uns noch etwas Luft und Raum gewährenden, über uns gelagerten Lehmstück. Mein Kamerad stieß einen markdurchdringenden Schrei aus. Verloren! Nun wird man nach uns suchen, wird der Segner uns finden! So rasch dieser Gedanke auch in meinem Hirn auftauchte, so rasch wurde er durch das vernommene kräftige „Hurra!“ unserer stürmenden Kombimänner wieder verdrängt. Die Füße auf uns hörten auf zu trampeln, der Feind stob davon, und nun patz — patz — — „Hilfe! — Hilfe!“ gellte es aus dem Munde meines Freundes, und „Kameraden, Vorsicht! — Herrgott, mein Magen!“ rief ich aus Leibeskräften. Es waren wirklich die Unsrigen, welche in den halbzerfallenen Graben hereingesprungen kamen und den stehenden Feind von da aus ein mörderisches Feuer nachsandeten.“

Einem Besuch in einem deutschen Kriegslazarett hinter der Front schildert ein Holländer, der Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamse Courant“, der die seltene Gelegenheit hatte, einen ihm bekannten Generalarzt dorthin begleiten zu dürfen. Es galt einen weiten Weg im Automobil zurückzulegen, um pünktlich einzutreffen. „So erreichten wir im schnellen Tempo zur gegebenen Zeit unser Ziel, das Kriegslazarett des . . . Armeekorps. Ich notierte natürlich sogleich den Namen der kleinen Stadt, wurde jedoch bei meiner Ankunft vom ärztlichen Kommandanten dringend ersucht, ihn

zu verschweigen. Auf meine erstaunte Frage, ob hier militärische Geheimnisse verraten werden könnten, antwortete man mir, daß dies ganz sicher der Fall sei. Man führt, hörte ich, nicht allein gegen die Soldaten an der Front Krieg, sondern auch gegen das Sanitätspersonal. Rote Kreuz-Wagen mit großen Mengen von Verbandstoffen sind wiederholt unterwegs genommen und vernichtet worden. Mir wurde eine Liste vorgelegt, auf der 45 Militärärzte, 60 Schwestern und eine Anzahl Sanitätsoldaten standen, die alle durch den Feind gefangen genommen und auf Umwegen — nämlich über Genf — zurückbefördert worden waren. Inzwischen bot sich bald Gelegenheit, interessante Dinge zu sehen. Zunächst ein Platz mit gut eingerichteten Zelten, in denen sogar elektrisches Licht brannte, für Mannschaften, die sich in ärztlicher Beobachtung befanden. Obwohl die Leute im Verdacht allerlei ansteckender Krankheiten standen, erschienen sie doch aufgeräumt und fröhlich. Ein Bett zu haben mit schönem, weichen Laken, elektrisches Licht, regelmäßige Verpflegung, wer sollte da nicht krank sein? Sogar in einer Offiziersabteilung sah ich zufriedene Gesichter und einer, der gerade angekommen war, sagte mir ganz glückselig, welche Herrlichkeiten all solche Sachen für einen an den Tod Gewöhnten seien. Und dann das Waschen morgens, mit Seife! Eine kindliche Freude sprach aus seinen Worten! In der Nähe dieses Platzes standen einige Desinfektionswagen und eine Vorrichtung, in der große Mengen von Kleidungsstücken mit Formalin desinfiziert werden konnten. Weiterhin ein ehemaliger Stall, in dem zwei Operationszimmer, glänzend sauber und den strengsten Anforderungen genügend, eingerichtet waren. In einem kleinen Raum darin wurde gegen Typhus geimpft. Der diese Abteilung bedienende Arzt hatte nicht viel zu tun. Truppen, die nach Westen gehen, werden gegen Typhus, die fürchterliche Heereskrankheit, bereits in der Garnison geimpft, die nach dem Osten bestimmten gleichzeitig auch gegen Cholera. In einer Schule befand sich das „Stappensanitätsdepot“. Sorgfältig zu Hause geordnetes Verbandzeug, Zimmer mit Krügen, die allerlei Flüssigkeiten enthielten. Aus einer Liste erlah ich, daß seit der Errichtung dieses Depots nicht weniger als 50 Kilometer Postpaket, 2500 Kilogramm Gips zu Verbänden, 800 Kilogramm essigsäure Tonerde, 100 000 Aspirin-Tabletten daraus geliefert waren. Vor dem Eingang fuhren Autos hin und her, kleine schnelle Wagen mit dem roten Kreuz gezeichnet. Tagaus, tagein eilen sie durch die verschiedenen Feldlazarette und notieren, was dort gebraucht wird, welche Verwundeten wieder transportabel sind oder welche Patienten zu größeren Operationen hier behandelt werden müssen. Der größte Operationsaal wurde im — Schauspielhause eingerichtet. Zu diesem Zwecke hat man das Podium mit in geradezu verblüffendem Maße praktischem Sinne verwendet, während der Saal das Lazarett bildet und die teilweise stehen gelassenen Fauteuils den Kranken zum Ausruhen dienen. In demselben Gebäude ist auch eine Abteilung für innere Krankheiten, der Professor v. Arehl aus Heidelberg vorsteht. Das angrenzende, ganz zur Krankenpflege benutzte Haus mit weißgestrichenen Zimmern, in denen 6 bis 15 Betten Platz haben, verwaltet Professor Bonhoff aus Marburg, dessen bakteriologisches Laboratorium, worin er mit zwei erfahrenen Schwestern die aus anderen Lazaretten gesandten Stoffe untersucht, sich in einer Bewahranstalt befindet. Ferner sah ich auf diesem ärztlichen Schlachtfeld Muster der „fahrbaren Feldlazarett-Wäscherei“, deren jede Ausrüstung von einem Unteroffizier und zwei Mann bedient wird und täglich 1200 bis 1500 Kilogramm Wäsche zu waschen vermag. Nicht weniger wichtig waren die Feld-Röntgenwagen unter Leitung von Professor Fahr aus Leipzig. Diese scheinen insofern wertvoll, als sie von Pferden gezogen werden, doch sollen bald Autos anlangen, deren Motore gleichzeitig den Dynamo der Apparate versorgt. Und wie wenn dies alles noch nicht genug wäre, standen auf einem Platz ungefähr 70 Automobilmobilbusse aus Berlin, bequem zur Überführung von Kranken und Verwundeten ausgerüstet. . . . Trotz der unfäglichen Entbehrungen ist der gefürchtete Typhus wenig aufgetreten, und durch die schnelle Hilfe, die der Feldlazarettendienst zu bringen vermag, sind die meisten Fälle zu heilen und in noch mehr Fällen wenigstens die Schmerzen zu stillen. . . . In all dem Glanz dieses Weltkrieges“, fügt der Berichterstatter am Schluß des Briefes hinzu, „sah ich so doch einen Lichtblick!“